



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte

Brandi, Karl

Berlin, 1919

I. Von den alten Deutschen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77924](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77924)

I. Von den alten Deutschen.

Kein Volk der Welt hat bei seinem Eintritt in die Geschichte eine so vornehme Begrüßung und bald danach eine so eingehende Schilderung seines Wesens erfahren wie das deutsche. Selbst noch völlig aufgelöst in lockere Stammesverbände, die sich rücksichtslos befehdeten, erschien für die klugen Augen der gebildeten Römer das Gesamtvolk schon als eine große zukunftsreiche Einheit.

Nicht wie Wilde, wie zurückgebliebene oder heruntergekommene Völker, sondern wie Kinder edlen Blutes treten die Deutschen in die Geschichte ein, ihrer selbst unbewußt, aber von den Wissenden mit einer scheuen Bewunderung betrachtet, die nicht nur ihrer jungen unverbrauchten Kraft, sondern offenbar auch ihrem rätselhaft tiefen Wesen entgegengebracht wurde.

Kein Geringerer als Julius Cäsar, der wahre Begründer des römischen Kaisertums, hat uns zuerst ausführlich von den alten Germanen berichtet. Lange vorher hatten allerdings einmal Kimbern und Teutonen bei ihren Einfällen in Gallien und Oberitalien die Aufmerksamkeit der Römer gefesselt; aber das waren heimatlose Haufen. Cäsar ist der erste vornehme Römer, der das Land der Germanen selbst betreten hat und davon auf Grund der ihm zugetragenen Berichte erzählt. Als Gouverneur von Gallien nahm er das unmittelbarste Interesse an seinen kriegerischen Nachbarn, und im Kriegstagebuch aus Gallien erzählt er von ihren Sitten und von ihrer Lebensart. Sie saßen noch nicht südlich des Mains, aber einzelne unruhige Stämme waren doch bereits auf das linke Ufer des Oberrheins und des Niederrheins vorgeedrungen; auch das als Belgien bezeichnete Nordgallien war nach den Angaben Cäsars längst sehr stark von ihnen durchsetzt. Eben weil diese Stämme sich im Vordringen befanden und ihm die Herrschaft an den Grenzen bedrohten, wandte Cäsar ihnen die gespannteste Sorge zu.

Während Cäsar noch mit Abschreckungsfeldzügen auszu-

kommen dachte, hielt sein Adoptivsohn und Erbe Augustus dafür, daß man auch auf dem rechten Rheinufer in möglicher Tiefe die Germanen befrieden und endgültig festhaft machen müsse. Vom Jahre 9 vor Christi Geburt an wurde darum gekämpft mit Feldzügen über den Rhein und von der See aus. Ein Feldherr des Kaisers, Drusus, drang bis zur Elbe vor, und es hat etwas großartig Sagenhaftes, wie diese Römer selbst von einer alten Frau erzählen, die dem General am Ufer der Elbe warnend entgegengetreten sei.

Wirklich ist die römische Herrschaft zwischen Rhein und Elbe nur ein kurzer Traum von achtzehn Jahren gewesen. Ehe sie noch durch gesicherte Heerstraßen die nötigsten Voraussetzungen für Nachschub und Verwaltung schaffen konnte, hat der Überfall der Legionen des Varus durch den jungen Cheruskerfürsten Arminius in einer Niederung des Teutoburger Waldes im Jahre 9 nach Christi Geburt den Römern das innere Germanien für immer verleidet. Sie drangen, zumal unter Germanicus, wohl noch einige Male ins Land, aber das waren Rachezüge, die mehr den Ehrgeiz der Römer befriedigten als den blutig erkämpften Zustand änderten. Nur der friedliche Verkehr bewegte sich weiter auf den einmal eingeschlagenen Bahnen und vermittelte den Römern des ersten Jahrhunderts ganz andere Einblicke in das Leben und Wesen der Germanen, als sie Cäsar gehabt hatte.

So konnte gegen das Ende des ersten Jahrhunderts wieder ein ungewöhnlich hervorragender Mann, Cornelius Tacitus, jenes Bild von den alten Germanen entwerfen, das man das Patengeschenk der alten Kultur an das junge Volk der Zukunft nennen darf. Sein Idealbild wurde ihm an die Wiege gelegt. Tacitus war nicht General, aber Staatsmann, wie jeder vornehme Römer, und ein Literat ersten Ranges. In seinem Büchlein über Deutschland lesen wir noch heute, als wäre es gestern geschrieben. Es ist eine vollkommene Beschreibung von Land und Leuten, Geographie, Völkerkunde und Staatsverfassung.

Dieser Römer schildert seinen hochkultivierten Landsleuten die Germanen noch eindringlicher als Cäsar in den Farben des verlorenen Paradieses. Ihre gesunde Kraft erscheint ihm das Ergebnis eines reinen und herben Lebens. Ihre schlichten und volks-

tümlichen Staatseinrichtungen denkt er sich als Werk ihres sittlichen Ernstes und entschlossenen Freiheitsfinnes. Freilich muß er selbst allerlei einfließen lassen, das sein Bild eines glücklich urzeitlichen Daseins einigermaßen beeinträchtigt, aber um so wahrhaftiger wirkt der Gesamteindruck. Zusammen mit dem Berichte Cäsars und dem, was die Erforschung der eigenen Sprache, die Kenntnis des eigenen Landes, Fundstücke und Denkmäler noch heute lehren, gibt uns die Schilderung des Tacitus die Möglichkeit, uns die germanischen Stämme auf frühester Stufe sehr anschaulich vorzustellen.

Das Volk der Germanen erscheint den Römern einheitlich und ungemischt. Es bewohnt in unbestimmter Ausdehnung nach Norden und Osten das ganze Gebiet östlich des Rheins, nördlich des Mains, nach Osten hoch die Ostsee hinauf.

Süddeutschland, Österreich, die Schweiz und die linksrheinischen Lande sind erst in historischer Zeit durch die Deutschen besiedelt. Eben deshalb liegt die Frage nahe, ob die Germanen nicht auch in ihre norddeutschen Sitze erst durch Einwanderung gekommen sind.

Darauf ist zu antworten, daß das sehr wahrscheinlich ist. Die Annahme freilich, daß Skandinavien die Heimat der Germanen sei, oder gar nur ein kleiner Winkel zwischen Harz und Elbe, ist gelegentlich mit mehr Zuversicht als Recht ausgesprochen, denn es lassen sich für die ältere Meinung, daß die Deutschen fernher aus dem Osten gekommen sind, wo sie mit den sprachverwandten Indern, Persern, Griechen und Römern, Litauern und Slawen sich nachbarlich berührt haben müssen, viele gute Gründe beibringen. Nutzpflanzen und Haustiere, verwandte Ideen und besonders die Urverwandtschaft der Sprachen sprechen für eine lange Nachbarschaft in jenem weiten Völkerbecken Turkestans.

In historischer Zeit war die alte Gemeinschaft längst gelöst. Getrennte Völkerschaften besiedelten die offenen Flußtäler der norddeutschen Niederung; sie mieden die Waldreviere und Gebirge. Noch durch Jahrhunderte kann man an Art und Alter der Ortsnamen feststellen, wie die Siedlung erst an die Ränder und nur zögernd in das Innere der Waldgebirge vorgeedrungen ist.

Auf den offenen Tristen der ältesten Siedlung trieb man Ackerbau und Viehzucht in einfachen Formen, Schweinemast in Eichen-

hainen, Jagd auf der Heide und in nahen Wäldern. Im ganzen scheinen Frauen und Kinder und alte Leute mehr die bescheidene Ackerwirtschaft gepflegt zu haben, die Männer die unternehmungreiche und bewegtere Jagd und Viehwirtschaft. Es ist danach ganz unrichtig, sich das Volk noch als wanderndes Jägervolk vorzustellen. Man hatte feste Häuser, umzäunte Höfe, Felder, die im Wechsel bestellt wurden, Kultstätten an Quellen, großen Bäumen und Steinen — man hatte Nachbarn und Heimat.

Ob die Häuser ausgesehen haben, wie heute die großen und geschmückten niedersächsisch-westfälischen Bauernhäuser, ist nicht zu behaupten und nicht zu bestreiten — man darf es als wahrscheinlich hinstellen. Jedenfalls war das Haus von Holz und Lehm und Stroh; ohne Widerstand gegen Feuer und Angriffe. Deshalb bedurfte man im Falle der Not einer Zuflucht in Burgen, wie wir sie in den letzten Jahren besser kennen gelernt haben. Denn nicht auf jedem Berg, der heute „Burg“ heißt, hat einst eine gemauerte Burg gestanden mit Rittern und Ritterfräulein — diese romantischen Burgen sind jung. Dagegen konnte schon an sich ein hoher schwer zugänglicher Bergkegel Burg heißen, weil man sich auf ihm mit Familie und Vieh, mit Hab und Gut bergen konnte, einerlei ob mit oder ohne künstlichen Wall und Graben, Hütte und Herd. Solcher Burgen bedurfte es zumal in den Grenzgebieten der Stämme. Denn diese für die Römer einheitlichen Germanen zerfielen in ungezählte große und kleine Völkerschaften, die nur zum Teil gruppenweise durch den Kultus an bestimmten Heiligtümern zusammenhingen, im allgemeinen aber nichts miteinander zu tun haben wollten. Sie suchten sich durch breite Streifen wüsten Landes, durch Moore und Waldreviere, in einzelnen Fällen durch befestigte Grenzen von einander zu scheiden; aber alles das hinderte nicht, daß sie sich von Zeit zu Zeit ins Land fielen, nicht selten eine Völkerschaft die andere fast vernichtete. Die Sitze der Völkerschaften auf einer Karte anzugeben, ist deshalb ein vergebliches Bemühen; manche erweiterten ständig ihre Bereiche, und der Gang der Entwicklung ging auf wenige große Stammesgebiete verschiedener Dichtigkeit.

Daß diese Völkerschaften ursprünglich Abstammungsgemeinschaften waren, alte Sippen, Familienverbände, ist deshalb wahr-

scheinlich, weil in ihren öffentlichen Ordnungen die Familie, und zwar die engere und weitere Familie, als das älteste, aber nach und nach zurücktretende Element erscheint.

Die Abstammungsgemeinschaft erklärt auch am besten die Sprach- oder Dialektgemeinschaft. Im übrigen gibt es kein besseres und reicheres Zeugnis für die Kulturstufe dieser Germanen, als eben ihre Sprache. Wenn man bedenkt, daß unser ganzes reindeutsches Sprachgut mit all den Feinheiten für Arten und Dinge, für Himmel und Erde, menschliche und überirdische Beziehungen auf jener Stufe längst entwickelt war, so wird man vorsichtig mit den Behauptungen, daß erst zu bestimmten späten Zeitpunkten die Seele des Volkes erwacht sei. Das „ich“ und „du“ und „wir“ und „ihr“, das Lieb und Leid, die Hoffnung und das Vertrauen, die Hingebung und das Glück, Jauchzen und Ehrfurcht sind in diesen Seelen längst aufgesprossen und bewußt geworden. Sie fühlten auch, sagt Tacitus ausdrücklich, daß den Frauen etwas Heiliges, Geheimnisvolles innewohne, und was wir von ihrem Weltbild wissen, zeigt den gleichen Tiefsinn in der Erfassung und Ausdeutung des Natürlichen.

Wie die Sprache das verborgene Leben der einzelnen Seele verrät, so bezeugt die zarte Entwicklung der Sitte und die Strenge des Rechtes die Schöpferkraft der sozialen Kultur.

Man kann das Rechtsleben der Völker wohl aus sich beschreiben, recht anschaulich machen aber nur durch Vergleich. Und da wäre etwa für die deutsche Familie zu sagen, daß sie im Gegensatz zu den orientalischen Völkern von altersher monogamisch ist, daß Nebenfrauen durch alle Jahrhunderte höchstens für ein schlechtes Fürstenrecht gelten. Andererseits ist die Stellung des Familienvaters nicht von so unheimlicher Grundfäglichkeit und Allgewalt wie im alten Rom. Es ist überhaupt ein tiefer Zug germanischen Familien- und Staatslebens, daß Herrschaft vielmehr Schutzpflicht als Gewaltrecht bedeutet; Muntshaft, Schutzherrschaft, übt das Familienhaupt wie später der König. Aber die Stellung des Hausvaters ist doch wieder so ausgeprägt, daß die Andeutungen für ein ursprüngliches Vorherrschen des Mutterrechts, also Verfügung der mütterlichen Familie über die Kinder, nicht hinreichen, diese Erscheinung für die Germanen anzunehmen. Vielmehr ist

die Familie als männlicher Stamm das Grundelement der Ordnung.

Die Familie ist aber selbst nicht, wie heute gern verkündet wird, schon eine Herrenfamilie, insofern sie den Lebensunterhalt etwa durch Sklaven gewinnen ließ. Wohl scheiden sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte mehr und mehr Freiheit und Unfreiheit. Aber alles, was wir von den altgermanischen Verhältnissen wissen, läßt darauf schließen, daß es Sklaven im antiken, im orientalischen Sinn nicht gab, Unfreie als Träger der Produktion keine entscheidende Rolle spielten. Kein Eroberungskrieg wird um der Sklaven willen geführt, sondern umgekehrt nur um Land, also um Arbeit.

Wirtschaft und Staat beruhen auf der Arbeit und den Waffen der freien Volksgenossen selbst. Sie bilden die Völkerschaft, die ihrerseits wieder in Gerichts- oder Friedensgemeinden zerfällt.

Das ist die einzige erkennbare Ordnung, daß das Gericht im kleinen landschaftlichen Kreise geübt wird, während die Völkerschaft nur als Kampfgenossenschaft auftritt und als solche auch Blutgerichtsbarkeit übt über Verbrechen am Volk. Das ständige Gericht also in Gauen, unter Gaufürsten. Diese Gaufürsten sind aber zumeist keine Könige, wie sie nach Tacitus bei einigen östlichen Stämmen erblich herrschten, sondern Herren, die auch bei Gericht nichts anderes vermochten, als den Frieden gebieten, Kläger und Beklagte hören und das Volk sein Urteil finden lassen.

Denn man kennt im Gau noch kaum eine andere Rechtsverletzung als die private. Auch die Bluttat wird als Schädigung betrachtet und ist sühnbar. Bei Totschlag klagt die Familie des Erschlagenen, bei Verstümmelung der Geschädigte selbst auf Buße, auf Entschädigung, wie bei Diebstahl und Raub. Das Gericht spricht Recht, aber es kennt keine Vollstreckung; es kennt nur Gebot (Bann) und im äußersten Falle den Ausschluß aus der Rechtsgemeinschaft — in der späteren Sprache Acht und Oberacht. Das ganze Gerichtsverfahren bezweckt nichts anderes, als die Vermeidung der Selbsthilfe, der Blutrache, der Fehde, der Geschlechtsfeindschaft; — daß der Erfolg noch durch Jahrhunderte ausgeblieben ist, wird bald genug zu erzählen sein.

Die Gaufürsten haben auf frühester Stufe offenbar auch einen Anteil an der Wirtschaftsordnung, insofern sie den periodischen

Flurwechsel regeln. Denn in einer Zeit ohne planmäßige Feldbestellung und Düngung bedurfte man eines öfteren Wechsels von Weideland und Acker, um dem ohnehin nicht reichen Boden bei sparsamer Sonne noch Erträge abzugewinnen.

Die Gaufürsten bilden einen Adel, der sich als erkennbarer Stand über die Freien erhebt, — wie denn einzelne durch Schuld und Armut in den Stand der Unfreiheit hinabsinken können. Aber wenn nicht alles täuscht, hat diese soziale Schichtung zur Zeit des Tacitus noch geringe Bedeutung. Die Masse des Volkes besteht bei den meisten Völkerschaften noch aus freien Bauern auf eigenen Höfen, die gruppenweise die gemeinsame Feldflur bestellen und gemeinsam weiden lassen, einer anderen öffentlichen Ordnung aber nicht bedürfen.

Sie haben keinen nennenswerten Handel und wenig Verkehr. Sie zahlen keine Steuern, sondern bringen ihren Fürsten freiwillige Geschenke. Führung großen Stils gibt es nur bei Unternehmungen in Feindesland, bei Kriegszügen oder Wanderungen, wie sie bei kriegerischen Stämmen öfter einzelne Gefolgshäupter großer Herren, seltener die ganzen Völkerschaften unternahmen.

Von solchen Wanderungen im Innern wissen wir wenig. Aber daß sie immer gefährlicher die Randgebiete des Römischen Reiches bedrohten, zeigt das Verhalten der Kaiser in den folgenden Jahrhunderten.

Nach Aufgabe des eigentlichen Germanien zwischen Rhein und Elbe richteten die Römer am Oberrhein und am Niederrhein zwei Militärbezirke ein, auf die sie den freigewordenen Namen ihrer germanischen Herrschaft übertrugen. Diese römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien sicherten sie vom zweiten Jahrhundert ab durch eine großartige Grenzanlage, den „Limes“.

Dieser Limes zog sich vom Niederrhein bei Bonn zum Taunus, östlich bis gegen Friedberg, dann zum Main und quer durch das jetzige Süddeutschland zur Donau.

Für Jahrhunderte wurde dieser „Pfahlgraben“ mit seinen Wachtkastellen und Lagern, zu denen auch die Saalburg gehörte, eine tiefscheidende Kulturgrenze. Außen das alte bäuerliche Germanien, in dem die Bevölkerung anschwoll und die Daseins-

bedingungen erschwerte, Unfriede und Unruhe, aber keine nennenswerten Fortschritte der Kultur hervorbrachte. Innerhalb des Rimes dagegen, im jetzigen Württemberg, Baden, Elsaß und den Mosellanden bis hinauf zur Eifel die blühendste antike Kultur, die vor unseren überraschten Augen seit einem Menschenalter aus dem Boden wieder ans Licht gestiegen ist, vorzüglich in den Museen von Mainz und Trier gesammelt. Große Städte und Garnisonen, wie Straßburg, Mainz, Bonn, Köln; südländisch angelegte Herrngüter mit Villen, Bädern, Fischteichen und Parks, mit Mosaiken und Heizanlagen, Skulpturen, Obstbäumen und Blumen in kunstvoll gepflegten Gärten; Verkehr auf Straßen und zu Schiffe, Handel, Weinbau und Fabriken.

Alles das behütet von der Militärgrenze des Rimes. Aber je schärfer die Wacht, um so aufregender muß sich draußen im Lande die von einzelnen Besuchern genährte Vorstellung gesteigert haben von einem Märchenlande jenseits der Reichsgrenze, von goldenen Häusern, ewigem Sonnenschein, Wärme, Wein und Lebenslust. Immer häufiger treten die blonden Germanen blauäugig, kraftvoll, bald überkräftig, bald verschlagen, in die Versuchungen dieses Gartenlandes, bis sich, zumal im 4. und 5. Jahrhundert in der ganzen germanischen Welt, begünstigt durch die zunehmende Schwäche des Römischen Reiches, eine ungeheure, unaufhaltsame Bewegung auslöst, die sogenannte Völkerwanderung.

Sie beginnt im Osten, wo ungehindert gotische und vandalische Stämme an die untere Donau und, teils friedlich, teils im Kampf, auf den Balkan gekommen sind, von den römischen Kaisern immer truppweise als Grenzschutz gegen die eigenen Volksgenossen angeworben und gesiedelt, — bald unzufrieden mit ihren Bedingungen, bald selbst überspült von der nachdrängenden Flut, die ihrerseits anscheinend von rückwärts durch eine riesige neue Völkerwelle aus dem Osten, die Hunnen, vorwärts getrieben wurde.

Und nun sehen wir ganze Völkerschaften ausziehen mit Weib und Kind, auf Ochsenkarren in barbarischem Ausrüst und barbarischer Begehrlichkeit. Es heißt: sie wollen Land; aber sie wollen auch Herrschaft, Ehre, Ruhm. Ihre eigenen Landsleute treten ihnen als römische Generale und Statthalter entgegen, aber sie

lassen mit sich reden; sie sind froh, bald hier, bald dort einen Germanenstamm in schicklicher Form angesiedelt zu haben, als Einquartierung, als Grenztruppe, als Besatzung.

Jedoch die Ansprüche der Einwanderer wachsen. Die bewegten Massen, zumal der Ostgermanen, strömen immer breiter, und im Jahre 410 geschieht es zum erstenmal, daß von einem Haufen Westgoten unter ihrem König Alarich die Reichshauptstadt selbst, Rom, besetzt wird.

Dies Ereignis machte überall den tiefsten Eindruck. Der schwerblütige Kirchenvater Augustinus nahm es zum Anlaß einer großangelegten Auseinandersetzung mit dem Heidentum (dem alten Römertum) in seinem Buche „Von Gottesreich“. Wirklich brach nun die alte Welt, die den Glauben an sich selbst verloren hatte, vor den Stößen der Germanen zusammen.

Gegen Ende des 5. Jahrhunderts ist die römische Provinz Afrika in den Händen der Vandalen, die sich auf den prachtvollen Landgütern des Staates und der Senatoren bald zugrunde richten; Spanien und Südfrankreich sind im Besitz der Westgoten, die noch 200 Jahre, bis zum Einfall der Araber, als christliches Königreich aushalten. Italien beherrschen die Ostgoten unter Theoderich, nachdem Odowakar den letzten römischen Kaiser beseitigt hat (476). Hinter ihnen an der Donau sitzen bereits die Langobarden, die von der Unterelbe, von Bardowik, dahin gezogen sind. An der oberen Donau siedelten die Bayern, die erst in Böhmen waren, und die Schwaben, die aus der Harzgegend gekommen sind. Sie haben den Rimes überrannt und sitzen größtenteils auf altem keltisch-romanischen Provinzialland; weiter vor ihnen, erst um Worms, dann an der Rhone die Burgunder. Hinter ihnen sind am oberen Main die Thüringer nachgedrängt, die bald ein großes Reich aufrichteten; neben diesen die Hessen, und dann im weiten Gebiete der Mosel, des Niederrheins, der Maas und der Schelde die Franken. Zwischen Rhein und Elbe die Sachsen. Jenseits der Elbe aber ist es leer geworden. In die freien Sitze der Germanen rückten an der Ostsee und bis ins Fichtelgebirge und nach Böhmen die Slawen nach.

In Skandinavien und Dänemark ist ein Teil der Germanen sitzen geblieben, um später als Wikinger und Normannen zu Wasser

und zu Lande noch einmal das ganze Gebiet der alten Welt zu durchziehen, den russischen Staat zu gründen, in Byzanz eine Rolle zu spielen und in Sizilien und Syrien Fürstentümer zu erobern. Ein anderer Teil aber ist zusammen mit den Sachsen quer über die Nordsee gerudert, um das keltisch-römische Britannien wenigstens an der Ostküste zum Land der Angelsachsen zu machen.

Ganz Europa und der Nordrand von Afrika sind also von germanischen Herrschaften bedeckt, die sich an das Wohlleben der römischen Provinzen rasch gewöhnen, aber über der ansässigen Bevölkerung doch nur eine ganz dünne Herrenschrift bilden.

Einige jener Heerführer, die sich Könige nannten und in den römischen Provinzen Reiche gründeten, waren Sprößlinge alter Königsgeschlechter; andere waren vornehme Gefolgschaftsführer oder Emporkömmlinge, die Heerhaufen gebildet hatten und ihrem Zug und Namen Versprengte aus fremden Stämmen angliederten. Daß man dann seßhaft wurde, die Formen des Lebens, der Sprache und des Staates, teils aus angestammtem Brauch, teils aus den Gewohnheiten der Provinzialen fortbildete, vor allem, daß man sich, losgelöst von den Sitten der Väter und den heiligen Sainen, in fremden Landen zu fremdem Kultus und wohl auch zu fremdem Glauben bekannte, alles das tritt uns als fertiges Ergebnis in den dürftigen Quellen entgegen. Diese Germanen waren noch nicht gestimmt, Eigenes in eigener Sprache zu berichten, die Römer aber in jenen bewegten Zeitläufen kaum in der Lage, Dinge, die sich so unmerklich vollzogen, zu beachten und aufzuzeichnen. Die christliche Kirche sah in diesen Fremden wie in den durch die Lande stürmenden Hunnen Attilas die Gottesgeißel, die Vollstrecker des Gerichts an den Resten der heidnischen Kultur; um so mehr, als große Teile von ihnen, die durch die Pässe der Karpathen und östlich davon an die mittlere und untere Donau gerückt waren, das Christentum in der damals auf dem Balkan herrschenden, inzwischen als hegerisch verworfenen Lehrmeinung des Arianismus angenommen hatten. Die Lehre des Arius, daß Christus nicht wesensgleich mit Gott dem Vater, sondern Gottes Geschöpf sei, konnte gewiß nicht bloß die Erlösungslehre, sondern auch den Kultus und das innere Leben in der Nachfolge Christi stark beeinflussen, allein man muß sich hüten, darin schon eine Wahlverwandt-

schaft mit dem Germanentum zu finden, obwohl es nachdenklich stimmt, daß es gerade ein Bischof dieser arianisch gotischen Gemeinden war, Wulfilas († 383), dessen Übersetzung einiger Bücher der Heiligen Schrift heute für uns das älteste Denkmal unserer Sprache bedeutet.

Jedenfalls ist alles, was an verheißungsvollen Ansätzen in diesen wunderbaren Stämmen steckte, wie Schnee unter der südlichen Sonne zerschmolzen. Von all den Reichen auf dem Balkan und an der Donau, in Italien, Spanien und Afrika, von dem ganzen Arianismus ist gar nichts geblieben als ein paar Fetzen Papyrus und Pergament, ein paar Denkmäler, wie das riesenhafte Grabmal des Theoderich bei Ravenna und ferne Nachklänge im Hildebrandslied und in den späten Sängen von der Nibelunge Not. Da herrschen noch Attila (Egel) und die alten Hunnen und die unbändige Kampfesfreude dieser Heldenkinder;

her was
eo folches at ente, imo was eo fehta ti leop

„er war immer an der Spitze des Haufens, ihm war immer das Fechten zu lieb“, sagt Hadubrand, da er dem unbekanntem Vater begegnet, ihm vor dem letzten furchtbaren Kampf Stamm und Namen nennt und in Stolz und Kampfeslust erst recht sein edles Blut verrät. Alte Leute sagten ihm, daß Hildebrand hieß sein Vater, daß er einstmals ostwärts gezogen mit Theoderich, in grimmiger Feindschaft mit „Otacher“, daß er Frau und Sohn daheim ließ, unerwachsen und erbelos, degano dechisto, der Helden herrlichster, inzwischen längst dahingegangen; „tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn“.